

Wochenkommentar

Was wir von der Deponie La Pila lernen sollten

Was gestern Alltag war, erscheint heute fahrlässig. Was heute vernünftig wirkt, könnte morgen fragwürdig sein. Bevor wir über die krebserregenden Altlasten der Pila-Deponie den Kopf schütteln, lohnt sich ein Blick in den Spiegel.

Wie konnten die nur! Damals! Diese Überlegung drängt sich auf, wenn man über das abgesperrte Gelände der ehemaligen Deponie La Pila geht. Hauskehricht, Gewerbe-, Bau- und Industrieabfälle wurden hier entsorgt – direkt am Ufer der Saane. Und zwar in solchen Mengen, dass aus natürlichen Mulden Hügel wuchsen. 200'000 Kubikmeter Abfall liegen hier begraben, wild durcheinander geschichtet, dazwischen Kondensatoren mit krebserregendem PCB.

Bald heisst es: ausbaggern. Ökologische Fehler korrigieren. Finanzielle Folgen tragen. 250 Millionen Franken würde es voraussichtlich kosten, die Deponie vollständig abzutragen, 150 Millionen die geplante Teilsanierung. Angesichts solcher Beträge überrascht es nicht, dass sich Bund und Kanton für letztere Variante entschieden haben. La Pila ist schliesslich kein Einzelfall. Wilde Deponien waren in der Schweiz bis weit ins 20. Jahrhundert gang und gäbe. Eine wahrhaft teure Angelegenheit viele Jahrzehnte später.

Doch schnelle Schuldzuweisungen und moralische Urteile

«Was uns heute äusserst fahrlässig erscheint, war damals gängige Praxis.»

über frühere Generationen greifen zu kurz. Was uns heute äusserst fahrlässig erscheint, war damals gängige Praxis. «Das Denken war ein anderes», sagt denn auch Loïc Constantin vom kantonalen Amt für Umwelt. Und

er hat recht. Abfallentsorgung bedeutete in den 1950er- und 1960er-Jahren, also während der Zeit der Pila-Deponie: einsammeln, wegfahren, und in den nächsten Steinbruch oder in die nächste Schlucht kippen. Aus den Augen, aus dem Sinn. Nationale Vorgaben fehlten, Umweltrecht steckte in den Kinderschuhen, ebenso das Problembewusstsein.

Der markante Pérolles-Graben – heute die Ebene Domino-Wiese – vermittelt, wie selbstverständlich man vor fast 100 Jahren vorging. Das Tobel wurde mit Abfall aufgefüllt, bis das Strassenniveau fast erreicht war, danach mit Erde überdeckt – fertig. War ein Loch voll, suchte man das nächste in der Umgebung. So kam nach dem Pérolles-Graben La Pila am Saaneufer an die Reihe.

Selbst als Alternativen existierten, wurden teilweise Deponien weiterhin bevorzugt. Gemäss einem Medienbericht von 1975 wehrten sich mehrere Dörfer, die heute Teil der Gemeinde Gibloux sind, gegen die Schliessung ihrer Deponie. Denn der Transport in eine Verbrennungsanla-

«Auch wir produzieren Abfälle, deren langfristige Folgen wir noch nicht im Griff haben.»

ge hätte beispielsweise für Posat rund 2000 Franken pro Jahr gekostet – zu viel für das Budget der damals 50-köpfigen Gemeinde. Man tat, was praktisch, kostengünstig und nach damaligen Massstäben normal war.

Und wir heute? Handeln wir wirklich anders?

Wir trennen unseren Müll, ja, wir diskutieren über komplizierte Plastikdeckel, die sich nicht mehr von den Flaschen lösen lassen, und sprechen von Kreislaufwirtschaft. Doch auch wir produzieren Abfälle, deren langfristige Folgen wir noch nicht im Griff haben. Ein Beispiel: die Kernenergie. Für hochradioaktive Abfälle gibt es nach wie vor keine betriebsbereite Lagerstätte für die «Ewigkeit». Das gefährliche Material liegt einstweilen in Zwischenlagern – ein kontrollierter Ort, aber eben nicht die endgültige Lösung.

Und es bleibt nicht beim Atommüll. Die Fast-Fashion-Industrie etwa bringt immer neue Billigkollektionen in die Läden. Kleidungsstücke werden kaum getragen und landen nach kurzer Zeit im Abfall. Und wieder: aus den Augen, aus dem Sinn. Doch die ökologischen Folgen, sie sind nicht weg.

Wir verschieben Probleme in die Zukunft, weil eine Lösung technisch komplex, politisch heikel oder schlicht teuer ist. Die Deponie La Pila ist deshalb mehr

als eine Sanierung von Altlasten. Sie erinnert uns daran, wie sehr die Vorstellung von «Normalität» vom Zeitgeist abhängt. Jede Generation hält ihr Handeln im Grossen und Ganzen für vernünftig. Erst im Rückspiegel werden die Probleme sichtbar. Das sollte uns demütig machen: Nicht, weil die früheren Entscheide entschuldbar sind – sondern weil wir gut beraten wären, uns an der eigenen Nase zu nehmen.

Die eigentliche Empörung lautet deshalb nicht: «Wie konnten die nur! Damals!» Sondern: «Worüber werden unsere Nachfahren eines Tages den Kopf schütteln?»



Jean-Michel Wirtz

Moment mal

Struktur und Neuanfang

«Im März der Bauer die Rösslein anspannt ...» – so heisst es in einem im deutschsprachigen Raum weitverbreiteten Volkslied. Ursprünglich aus Mähren stammend, beschreibt der Text, wie im Frühjahr das Land bestellt wird und die Arbeit der Bauern beginnt. Nach der langen Winterzeit erwacht die Natur langsam zum Leben. Auch wenn die kalte Jahreszeit noch nicht besiegt ist, nimmt der Alltag wieder volle Fahrt auf.

So legte auch die Weltorganisation für Meteorologie den meteorologischen Frühlingsanfang auf den ersten März. Es scheint, als würde in diesen Tagen ein ganz besonderer Wandel stattfinden. Schon im alten Rom wurde dieser Wandel damit verbunden, dass das alte Jahr beschlossen wurde. Neujahr begann zu jener Zeit nicht mit dem ersten Januar, sondern mit dem ers-

ten März. Der Monat März wurde nach dem römischen Kriegsgott Mars benannt und auch die Monate September, Oktober, November und Dezember – also der siebte bis zehnte Monat des Jahres – erhielten ihre Namen nach dieser Zählweise.

Nicht nur die Menschen der damaligen Zeit feierten ihren Neujahrstag mit dem Entzünden der heiligen Flamme im Tempel der Vesta, der Göttin der Familie und des Hauses. Auch heute noch wird in zahlreichen Ländern der erste März als Feiertag begangen. Im Kanton Graubünden werden z. B. verschiedene Bräuche gepflegt, um das «neue Jahr» einzuläuten. Wir finden in dieser Zeit nicht nur Hoffnung und Zuversicht in einen neuen Anfang. Wir sehen auch, wie der Mensch sich immer wieder Strukturen und Traditionen aufbaut, die ihn stützen und Sicherheit geben.

Häufig gliedern wir nicht nur unsere Tage, sondern denken das ganze Jahr in zyklisch wiederkehrenden Ereignissen, die uns Freude bereiten und Sinn geben. So, wie Strukturen uns Halt geben können, können sie uns aber auch einschränken. Manchmal wünschen wir, auszubrechen, uns zu befreien. Aber auch Strukturen müssen nicht ewig bestehen. 153 v. Chr. beschlossen die Römer, das neue Jahr im Januar beginnen zu lassen, und änderten den Jahresablauf. Vielleicht können wir mit der neuen Energie des März darüber nachdenken, ob es Strukturen gibt, die wir gerne aufbrechen möchten, oder die es sich

«So, wie Strukturen uns Halt geben können, können sie uns aber auch einschränken. Manchmal wünschen wir, auszubrechen, uns zu befreien. »

lohnt zu behalten. Wir sollten uns nicht von althergebrachten Traditionen einschüchtern lassen. Stattdessen sollten wir darüber nachdenken, was sinnvoll ist, und der Zukunft mit Hoffnung entgegenblicken.



Miriam Stawski

Miriam Stawski ist Assistentin für Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg.

Karma zur Woche

